

Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Barnow.

(8. Fortsetzung.)

Aber es kam genau so wie heute. Sie sang gut, glänzend sogar. Sie lächelte auch mit einem jugendlichen Querschnitt zusammen das große Duett aus den „Hugenotten“. Als dann aber zum Schluss der Stunde der Professor sagte: „Nun, Fräulein Brachmann, nun geben Sie uns noch mal die „Tannhäuser“-Arie, da war es dasselbe wie vor acht Tagen; sie konnte die Arie nicht singen.“

Und wieder nach einigen Tagen, nach ungeduldrigen Zwischenrufen des Professors und mehrmaligen Ansetzungen hörte sie vollends auf, um gleich darauf in Tränen auszubrechen. Der Professor sprang auf, tief im Zimmer umher und schalt auf unnütze Weibertränen. Der junge Musikfächer drückte sich verlegen in den Hintergrund, und Gisse, so sehr sie sich auch ihrer Tränen schämte, so konnte sie nicht anders — sie mußte weinen.

„Nun, nie werde ich das singen können — niemals!“

„Zum Rudud nochmal, warum denn nicht? Haben doch alles dazu: Stimme und Verständnis und Erscheinung. Durch Heulen wird's nicht besser. — nur wollen!“

„Ach, ich will schon, aber mit der Arie singe meine Krankheit an. Ich weiß, ich habe sie im Fieber gesungen. Seitdem kann ich sie nie wieder singen.“

„Das sind Kinderereien, Fräulein Gisse“, sagte der Professor etwas müde. „Davon werden Sie sich freimachen. Werden darf die Sängerin nicht haben. Fester, tonzierter Wille, das ist alles. Ja, werde Sie vorläufig nicht damit quälen; aber die Elisabeth gehört zu Ihrem Rollenplan. Es müßte denn mit dem Rudud ausgehen, wenn wir sie um dieser einen Stelle wegen nicht meißern können.“

Gisse hatte bei dem Wort „Kinderereien“ den Kopf gehoben. Ihr Stolz meldete sich, ihre Tränen versiegten plötzlich. Ja, er hatte recht: Nerven durfte man nicht haben, und Heilmittel auch nicht.

Der junge Herbold hatte sie nach Hause begleitet. Er war ein bildsames Kerlchen von 19 Jahren, schlank und jählich, mit dunklen Augen und braunen, etwas lockigen Haaren. Sie konnten merklich gerade und ehlich blicken, diese braunen Augen. Aber seine Stimme konnte einen feinen Klang von Zorn in sich haben. Das hatte sie neulich gemerkt, als es bei dem Professor zu einem Gespräch über die Polen gekommen war. Irgendwie war die Rede darauf geraten. Der Professor meinte: „Wenn sie uns nicht den Chopin geschenkt hätten, könnte mit die ganze Nation gekochten werden.“

Gisse verteidigte sie. Sie hatte stets viel Interesse für Polen und seine Kämpfe, aber tapferen Kämpfe um Vaterland und Freiheit gehabt. Sie hatte ihrem Sinn für Poetik entsprochen, wenn dieses Volk in den Jahren von 1859 bis 1863 so tollkühn seine Fesseln zu brechen suchte. Die herrlichen Bilder und Zeichnungen des jungen Malers Grotzger „Litwana und Polonia“ kannte sie. Sie hatte großen Eindruck auf sie gemacht. Das sagte sie jetzt voll Überzeugung.

Der Professor meinte: „Ach was, Fräulein Brachmann; man sagt nicht umsonst polnische Wirtschaft! Dredig, mit Verlaub zu sagen, sind sie alle, und wenn sie noch so läßt sind.“

Da hatte der junge Herbold mit einem ganz eigenen Lächeln gesagt: „Verzeihen Sie, Herr Professor, wenn ich, ehe Sie weiterprechen, bemerke, daß meine Mutter eine Polin aus altem, vornehmen Geschlecht ist, und daß ich einen jedenfalls ganz deutschen Einschlag polnischen Blutes in mir trage.“

Der Professor, den sonst nicht leicht etwas in Verlegenheit zu setzen vermochte, war wirklich verlegen geworden und mit einem kurzen Lachen zur Tagesordnung übergegangen. Gisse aber fühlte, daß seit jenem Tage Subert Herbold sie mit einer Art stiller Verehrung behandelte, die sie selbst bemerkt.

Sie kam sich ihm gegenüber so oft vor, sie war ja auch um so viele Jahre älter, daß sie fast mütterliche Gefühle für ihn empfand. Aber gerade deshalb war er ihr lieb.

Sie erlaubte ihm sogar, sie zu besuchen. Der Professor hatte gesagt, er könne so sehr schön phantasieren; das würde sie interessieren. Dazu gehörte immerhin ein nicht ungewöhnliches Musiktalent.

Als er nun so still und doch voll Verständnis neben ihr herging, wußte sie, daß sie das war, was sie in dem großen Berlin, die sie begriff.

„Nach einer anderen Persönlichkeit aus dem Schillerkreise von Professor Hansen war ihr bekannt geworden.“

Eigentlich nur ein Persönchen! So klein und jählich war die verblühte, reiche Mischkinderin aus Berlin W. Angela Mahler, und doch

eine sichere, selbstbewußte, junge Dame. Eigentlich gab sich Professor Hansen nicht mit dem Unterricht von Dilettanten ab. Er wollte Künstler ausbilden; aber wenn das Stimmungsmaterial ihn lockte, ließ er sich doch manchmal überreden, eine Schülerin anzunehmen, die das Musikstudium nur aus Liebhaberei betrieb.

„Aus Liebhaberei, mein bester Herr Kommerzienrat“, hatte er gesagt, als Kommerzienrat Mahler dem Professor seine Tochter brachte, „aus Liebhaberei, verstehen Sie? Nicht als Spielerei; die dulde ich nicht, nie! Ich verlange Ernst und Arbeit und Fleiß. Will Ihre Tochter das leisten, gut, sonst, danke! Uebrigens ist sie mir auch noch ein bißchen jung. Wie alt?“ fragte er inquisitorisch.

„Achtzehn Jahre.“

„Wirklich? Dachte ich nicht. Na, dann geht's. Vor achtzehn unterrichte ich überhaupt keine, da ist die Stimme noch nicht gefestigt genug. . . Na, dann singen Sie mal!“

Und die Kleine hatte gesungen. Das war eine ganz andere Stimme als Gisse's großes Soprotenor. Das war wie Vogelgezwitscher, das trillerte wie die Lerche im Himmelsblau, das flog mühelos zu den höchsten Höhen und blieb immer klar und hell wie ein Glöckchen.

Nun sagte der Professor nicht mehr nein. Das lohnte sich schon. Er ließ jetzt auch manchmal „Fugato“ und „Don Juan“-Aerette üben. Angela mußte mit Gisse das „Freischütz“-Duet zwischen Agathe und Knechtchen singen. Aber es war, als ob es Gisse mutlos machte, wenn sie fühlte, wie hinterleibt der Kleinen da neben ihr diese Koloraturen und Triller wurden, wie sie kaum zu üben brauchte an Dingen, die sie selber ihrem großen, aber spröden Material nur mühsam abrang.

Und zur Freundin, zur Gefährtin war ihr das viel jüngere, lebenslustige Mädchen auch nicht recht geeignet. Sie fand Angelita burschikos und leichtfertig. Aber sie war eigentlich nicht anders als andere moderne Mädchen in dem modernen Berlin. Sie sagte ihre Meinung ohne Umschweife, Gisse wurde nicht gleich rot, wenn ein zweideutiges Wort fiel, was bei dem manchmal etwas berben Professor Hansen wohl vorkommen konnte. Sie meinte auch nicht, wenn der Professor grob wurde. Dann lächelte sie, machte eine dreiste Bemerkung, daß auch er lachen mußte, und die Sache war, wie sie es nannte, „ausgehoben“.

Oft hatte Gisse Lust zu fragen: „Wer ist nun die künftige Bühnensängerin — sie oder ich? Die viel ruhiger, Empfindlicher, ja, in gewisser Beziehung Zimperlicher war sie ohne Zweifel. Sie war eben die Kleinstädterin, die in dem Bewußtsein groß geworden war; bu darfst dies und das nicht tun, nicht sagen, weil sich ganz Seseleb darüber aufhält.“

Die freie Berlinerin sah und hörte so vieles, was nicht gerade für Mädchenohren und Augen berechnet war, sie ging auch selbst so unbestimmt und unbestimmt durch die Menge, doch ihr kleinliche Beiden, ob man dies oder das tun dürfe, gar nicht kamen. Vor sich selbst anständig bleiben, das hatte ihr Vater sie gelehrt, vor sich selbst nicht zu erörtern brauchen, darauf kommt's an. Was kümmerten sie dann andere Leute.

So waren Angela Mahler und Gisse zwei so grundverschiedene Menschen, daß es bisher, außer der Musik, noch kein verbindendes Glied zwischen ihnen gegeben hatte.

Sie saßen sich beim Professor und gingen manchmal nachher noch ein paar Schritte zusammen. Dann sprang jede in ihre Elektrische, und die eine fuhr hierher, die andere dorthin.

Angela kam in ihre elegante Tiergartenvilla, wo sie wie eine kleine Fürstin regierte und kommandierte. Gisse landete in ihrem einfachen Pensionat, mußte meistens allein nachhessen, weil sie zu den Mahlzeiten zu spät kam, und vertrieb sich nachher die Zeit mit Briefschreiben oder Lesen; denn spät abends durfte sie ihre Gesangsübungen nicht mehr aufnehmen, da beklagten sich die anderen Pensionatgäste über die Störung.

„Heimlos! Wie weh das klingt! Namenlos ins Grab gefenkt. Das kein Mutterarm umschlingt, Ach, im Wind, der diesen Stein, Diesen Hügelband umwirgt. Wird manch banges Klagen sein, Das auch weinend suchen geht. Aber reißt sich, himmlisch schön, Nächstens oben Licht an Licht, Laut's wie Tröst aus jenen Höhn.“

Heimlos! Wie weh das klingt. Gisse hatte die schönen Verse von Gustav Falke, die er für den Kirchhof der Namenlosen auf der Insel Neuwerd verfaßt, gelesen. Jetzt stand sie am Fenster und starrte hinaus, hinauf zu den Sternen, von denen

Tun und Träumen.

Die meisten Menschen sind Träumer; sie lassen sich im wachen Zustande von tausend Gedanken beinflussen, die nicht der Wirklichkeit entsprechen. Darum gibt es auch so wenig Menschen, die auf Erfolge zurückzuführen können. Leute von Erfolg sind Menschen der wachen, in der Zeit und im Tage wachenden Gedanken, Menschen der Tat. Alle anderen aber haben immer Gespenster am sich, die ihnen den Sinn betäuben und die Kräfte lähmen. Ihre Arbeit und ihre Fleiß ist nur ein beständiges Andern in der gleichen Furcht. Rechts und links sind keine Felder; vielleicht ist ein Hügel, ein Berg dazwischen; man bräutet ihn nur zu überfliegen, man muß nur ein wenig flattern, selbst wenn es etwas Schreckliches kostet. Aber man scheut die Mühe; der Hügel, der Berg erscheinen die letzte Grenzen, hinter denen die Welt ein Ende hat.

Man veruche es einmal bei der Masse der Träumer mit einem neuen Gedanken. Er wird zunächst vollständig abgelehnt. „Das tennen wir nicht, folglich ist es schlecht!“ — das ist das unausgesprochene Urteil. Man veruche es bei einem einzelnen davon. Er scheint willig, sich mit der neuen Idee zu befassen. Er vergleicht sie mit dem einst Gewesenen, mit dem jetzt Vorhandenen, er muß erwägen, überlegen, nachdenken, beschälen . . . er zaudert und zögert, wägt den Gedanken hin und her und kommt schließlich zu dem Resultat, daß es doch ein ungeheures und sehr gefährliches Wagnis wäre, ihn zu verwirklichen.

Der Mensch der Tat aber greift zu, sobald ihm nur die Sache einleuchtet. Wenn er zaudert, geschieht es nur, weil er Wege sucht, auf denen er die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellen, beseitigen kann. Er geht nicht nach rückwärts, er scheidet sich nicht um das, was da ist, sondern er schaut mit hellem Auge in die Zukunft, und er erdenkt immer neue Mittel, durch die er die Menschen mit dem Neuen bekannt und vertraut machen könnte.

Technik, Industrie und Verkehr liefern zahlreiche Beispiele dafür. Immer und immer waren es wache Geister, Menschen von Mut und Kraft, die die neuen Gedanken aufgriffen, sie trotz unglücklicher Schwierigkeiten verwirklichten, sie den Menschen fast gewaltfam aufzudrängten, bis diese endlich einfahen, welche Wohltat dieses Neue für sie bedeutete.

Warum aber soll die Initiative zur Tat nur ein Gut einer so kleinen Minderheit sein? Man muß ja nicht immer besonders große Taten leisten, man kann auch im Kleinen und Kleinen wirken, dort, wo man sonst das Kleine vertritt. Wenn wir etwas durchzuführen wollen, müssen wir uns eben bemühen den Mut zum Tun in uns zu stärken. Wir dürfen nicht an das Vorzeichen und Seiten denken, sondern nur an das Heute, an jetzt. Was gewesen ist, ist vergangen, nur was jetzt ist, darf gelten. Wir dürfen uns nicht durch tausend Bedenken einen Plan versehen und zerebellieren lassen, bis wir nichts Gutes mehr an ihm finden, und nicht Tage und Wochen und Monate verstreichen lassen, bis wir uns entscheiden. Leben fordert Tat, und ein Gedanke heißt Verwirklichung. Punkt um eine Sache gut, so müssen wir zugreifen mit Mut und Vertrauen. Unserem Leben würde jeder Fortschritt fehlen, wenn uns Mut und Vertrauen nicht leiten und schützen würde.

— Sokrates und die Kräfte. Ein Mann, mit einer Hade bewaffnet, läuft hinter Sokrates her und verfolgt einen anderen Mann, welcher mit größter Eile davonläuft. „Halte ihn, halte ihn“, ruft der Mann Sokrates zu. Sokrates rührt sich nicht. „Ach“, ruft der Mann mit der Hade, „tonst du ihn nicht festhalten? Er ist ein Totschläger.“ „Ein Totschläger, was verstehst du darunter?“ „Stell' dich nicht so dumm. Ein Totschläger ist ein Mann, der tötet.“ „Ein Metzger also.“ „Alter Rarr! Ein Mensch, welcher einen anderen tötet.“ „Ach so, ein Soldat.“ „Du Dummkopf! Ein Mensch, welcher einen anderen in Friedenszeiten tötet.“ „Ich verstehe, ein Scharfrichter.“ „Esel! Ein Mensch, welcher einen anderen in dessen Wohnung umbringt.“ „Nichtig, ein Arzt.“

Der Mann mit der Hade ging seinen Wegs, überzeugt, daß er einen Narren vor sich habe.

Der in Valencia als heiliger Gral aufbewahrtet Kelch wird so heilig gehalten, daß ihn selbst der Erzbischof nicht bei der Messe verwenden darf.

Die mehrere Kilometer lange „Besichtigungsmauer“ um Tschifu ist nur 1 Meter hoch. Natürlich wurde sie nur gebaut, damit der betr. Mann darin viel Geld daran verdiene.

Der Herzensdon.

Es war vor rund 125 Jahren, als im deutschen Buchhandel ein Wert erschien, das in seinem Inhalt etwas ganz Neues bildete und auch sofort die Aufmerksamkeit aller Gesellschaftskreise erregte. Es war das Buch „Der Umgang mit Menschen“ von Freiherrn von Knigge. Es war das erste Buch, das in deutscher Sprache gute und vortreffliche Ratschläge gab, wie man sich in großer und kleiner Gesellschaft benehmen, wie man sich den einzelnen Menschen gegenüber entsprechend deren Stellung und Charakter verhalten solle, überhaupt, wie man sich betragen soll, um den Eindruck eines wohlgeordneten, gebildeten Mannes hervorzubringen.

Seitdem ist dieses Buch in zahllosen Nachahmungen herausgegeben worden, und man muß sagen, daß sowohl das Original als auch die Nachbildungen ihre Wirkung in weitem Maße erreicht haben. Der „gute Ton“ hat sich weit in Gesellschaftskreisen eingebürgert, die vor dem Erscheinen des Kniggeschen Buches von „Lebensart“ blutwenig gemut haben. Das gute Benehmen fremden Leuten gegenüber ist jetzt nicht nur der Vorzug der höheren gebildeten Gesellschaftsklassen. Man fordert es heute von jedem Menschen, welchem Stand, welcher Gesellschaftsstellung, welchem Berufe er auch angehören mag. Man fordert nur eine äußerliche, hübsche Höflichkeit, die eine unsichtbare Wand zwischen den Menschen aufrichtet und es verhindert, näher und tiefer gewöhnliche Worte verkehrt, beleidigt wird.

So müßlich nun alle diese Bücher über den „guten Ton“ auch sind, so fehlt ihnen allen doch eines: die Lehre der Herzlichkeit. Allerdings dürfte es schwer sein, Herzlichkeit durch das gebrauchte Wort zu lehren, und vielleicht noch schwerer, sie aus den toten Buchstaben zu erlernen. Der wahrhaft freundliche herzliche Ton kommt aus der eigenen Seele; er kann aber auch kommen durch den Willen und die Selbstbeobachtung. Wenn man „Guten Morgen“ wünscht, kann man es toll, bagatelhaftig, aber auch in jeder Art eines freundlichen Grußes tun. Klingt dieser Gruß freundlich, so bringt er auf den Hörer sofort einen besonderen Eindruck hervor.

Unter Hausgenossen, im Familienleben ist es in den meisten Fällen der Ton, der zur Erhaltung und zur Zurechtbringung führt. „Man meint es ja nicht böse“ — aber es klingt böse; man ist ja zu gut miteinander bekannt, als daß man auf den Ton achten sollte — so glaubt man. Und dennoch ist es nur der Tonfall, die Art des Ausdrucks, was sich immer wieder wie eine Mauer zwischen die Menschen schiebt, die eng zueinander gehören. Etwas mehr Herzlichkeit würde die Seelen zueinander führen, anstatt sie voneinander zu entfernen. In dem Maße, wie die Menschen alle nach Herzlichkeit werden und Herzlichkeit dürfen, werden sie von Akte und Gleichgültigkeit abgesehen. Zahllose Ehen, die das Bild tollerster Zerküftung Eieren, würden glücklich verlaufen, wenn guter Wille zur Herzlichkeit vorhanden gewesen wäre. Der Mensch muß wissen, daß die Bemühung des andern freundlich ist, daß der Wille zur Liebe vorhanden ist. Aber dieser Wille läßt sich nur schwer erraten; man muß ihm in Ton und Wort Ausdruck geben — dann findet er auch den Widerhall im Herzen des andern.

Der Freundlichkeit, die mit gutem Willen aus dem Herzen kommt, ist der Weg, um die Herzen der Nebenmenschen zu gewinnen.

Die Klunder.

In einen Hering, jung und frumm, Der in dem weiten Meere schwamm, Verhielte sich 'ne Klunder. O Wunder!

Sie schiel' ihn an voll Liebesdrang Und puhte sich mit Seegras, Tang Und lauter solchem Klunder. Die Klunder.

Der Hering sprach: „Du bist verrückt, Du schielst und bist zu platt gedrückt, Hütsich mir den Bude! ruck, O Klunder!“

Da wühlte traurig sie im Sand, Bis sie ein blaues Goldstück fand, Ein Goldstück von zehn Rubel, O Klunder!

So ward die alte Klunder reich, Da liebte sie der Hering gleich; Es hatte jener Herang Erfahrung.

— Schlagfertig. „Wieder so eine Belästigung! Ich kaufe keine Bücher.“

„Unädigste Frau, das Buch, Wie man sich in allen Lebenslagen hütsich, würde ich Ihnen besonders empfehlen. Bitte, nur anschauen!“

„Sieht auch darin, wie man zu dringliche Agenten los wird?“

„Gewiß, gnädigste Frau, auch das; Man kaufe Ihnen etwas ab.“

Man rechnet damit, daß dem Meer abgekommenes Neuland nicht vor Ablauf von zwei Menschenaltern fruchtbringend beackert werden kann.

Kinderlügen, die keine sind.

Keine Untugend wird dem Kinde vielleicht so oft zugeschrieben wie die Lüge. Nicht immer mit Recht. Wenn es uns auch nur eht, gegen jene „häßlichen Schönfäule“ beim Menschen, der nur bei ungenügenden Kenntnissen gemein ist, zu kämpfen, so sollten wir doch bedenken, daß nicht alles Kinderlügen sind, die danach aussehn. Beim Kinde ist fast immer die Phantasie ungewöhnlich stark entwickelt. Es bildet sich mancherlei ein und gibt ihm Worte, worüber es nicht weiter nachdenkt, was es als Lüge wahrheit, die gar jemand schaden könnte, ansieht. Häufig ist es das Verlangen einzig und allein, irgend etwas zusammenzuschreiben, zu fabulieren. Sehr richtig bemerkt Jean Paul hierzu: „Bis zu ihrem fünften Jahre sagen die Kinder kein wahres und kein falsches Wort, sie reden nur! In dieser Zeit kimmert sie die Wirklichkeit nicht, mit ihren Beziehungen noch recht wenig, da treiben sie lieber ihr unterhaltsames Spiel mit ihren Einbildungen.“

Zum andern läßt sich das Kind sehr leicht suggerieren, beeinflussen, es läßt sich eine fremde Meinung beibringen, die es zuletzt für seine eigene hält. Es ist ja doch noch unerschaffen, unentwickelt, unerschöpflich. Es läßt sich leicht beschwachen, von andern, von feinsgelehrten, von feinen Mischkindern wie von Erwachsenen, läßt sich etwas aufbinden. Schon Ton und Fassung unserer Frage bestimmen es. Nicht wahr, du hörtest auch ein Geräusch? „Jawohl“, klingst es überzeugt zurück. „Du hast doch gewiß deinen Freund nicht geschlagen?“ „Nein, gewiß nicht.“

So läßt sich nicht nur vieles aus den Kindern heraus, sondern auch hineinkriegen. Diese so häufigen Phantasie- und Suggestionen können uns noch lange keinen Grund zur Besorgnis sein. Sie wollen auch anders behandelt sein als die richtigen Lügen, wo das Kind immer von der Unwahrheit überzeugt ist. Phantasien sollten nicht bestraft werden. Man könnte damit auch oft die blühende Phantasie arg vernichten. Vielmehr muß das Kind in schonender Weise auf seinen Irrtum hingewiesen werden. Sollte es aus Eitelkeit, aus bloßer Gefallsucht lügen, dann muß man ihm auch das in gebührender Weise zu Gemüte führen. Unsere Fragen an das Kind seien ferner so gefaßt, daß wir es damit nicht schon zur Unwahrheit verführen. In der Regel werden ja diese Art Kinderlügen mit der Zeit, wenn der Verstand fester wird, wenn das wirkliche Leben mehr auf das Kind einwirkt, von selber verschwinden.

Schwierigkeit.

„Die Sonne hat eine Junge nun; denn des Weibes Junge kann immer ruhn“, singt Chamisso, der doch in „Frauensiebs und Leben“ das Lob des weiblichen Geschlechtes in so vollen Tönen verkündet hat, und er begegnet sich in seinem Urteil mit dem Bismarck, der da behauptet, daß eine Frau nur das verzeiht, was sie nicht weiß.

Die Frauenrechtlerinnen haben Chamisso längst um alle Eien geworfen, und wenigstens in dem hier berührten Punkte trüben sie dazu guten Grund haben.

Gewiß, es gibt genug Schwächlinge, die kein Geheimnis bewahren können. Aber gibt es nicht schon viele männliche Klatschbuben? Wird am Stammtisch, wird im Bureau nicht ebenfalls ausgelobert wie im Kaffeeklatschen, auf der Treppe oder beim Frühstücken? Und weiß nicht jeder, daß eine echte Frau in ihrem Innern ein Gebiet hat, das sie gegen verfliehet, ein Gebiet der Erinnerungen, der Wünsche, Mitgegangener Leiden?

Die Frauen sprechen im allgemeinen mehr als die Männer; aber wer einige Erfahrung hat, der wird befähigen, daß die Männer Geheimnisse nur schwer für sich behalten können, daß man es ihnen am Gesicht ablesen kann, wenn sie etwas „nicht sagen wollen“, während die Frauen als geborene Diplomaten sehr oft die Sprache gebrauchen, um ihre Gedanken zu verbergen, und heiteren Antlitzes die Wunden ertragen, die ihnen das Leben schlägt.

Mache einen Mann zum Vertrauten — und in 99 von 100 Fällen entläßt er dich; sage einer Frau etwas und bitte sie um Verschwiegenheit — fast nie wird sie dich betrügen.

— Die Dauerrednerin. „Werkwürdig, wenn immer man Präsentales zusammen steht — er spricht nie ein Wort!“

„Ja, ja er ist eben zu höflich, um sie zu unterbrechen!“

— Rücksichten. Schauspieler (ein Gelddarsteller): „Aber, Herr Theaterdirektor, warum geben Sie mir jedesmal Geldentrollen von ganz ungeradeordneten Dichtern?“

Theaterdirektor: „Nur aus Rücksichten.“

Schauspieler: „So?“

Theaterdirektor: „Na, da weiß man nicht, ob der Dichter ausgepfiffen wird oder —“

Für die Küche.

Spargel mit Rahmsauce. Guter gepuhter Spargel wird in einer Reingkeit kochendem Wasser gar gedünstet. Man gibt etwas Salz hinzu, doch rechnet man damit, daß der Spargel in wenig Wasser gelocht werden soll, man gebraucht also wenig Salz. Von 2 Spargelbündeln sollte man etwa eine Tasse Spargelsauce haben, wenn der Spargel gar ist. Man rührt 2 Teelöffel Mehl in 3 Eßlöffel geschmolzene Butter, gibt 1 Tasse Spargelsauce hinzu, kocht auf, schlägt 3 Eigelb mit 1/2 Tasse süßem Rahm ein, gibt dies zur Butterauce und bringt die Rahmsauce in einem Doppelteffel unter stetem Schlagen bis zum Siedepunkt. Kochen darf die Sauce nicht, da sie sonst gerinnt. Man würzt mit Salz noch und gibt den heißen Spargel in die Sauce. Das Gericht wird sogleich zu Tisch gegeben. Dies ist ein höchstes Gemüsegerecht.

Hammeleippen mit Zwiebelsauce. Einige Zwiebeln kocht man sehr fein und schneidet sie in Butter gelb. Eine gut eingekochte Rehmeisauce zieht man mit einigen Eigelb ab, wischt die Zwiebeln darunter und rührt die Sauce bis zum Kochen, worauf man sie vom Feuer nimmt und mit ein paar Tropfen Butter versetzt. Die Hammeleippen kocht man recht in Soft, überzieht sie mit der Sauce, streut frische, in Butter gewässerte Semmelkrumen darüber, schiebt das Gericht einige Augenblicke in den Ofen, ordnet dann die Rippen in Kränze an und trägt rasch auf.

Apfelsuppe. Man kann diese Suppe nach Belieben von frischen oder getrockneten Äpfeln (Ningapfeln) bereiten. Wenn man Ringapfel nimmt, muß man sie Abends vorher gut waschen, das Wasser durch ein Sieb abgießen, über Nacht mit Wasser einweichen und sie dann mit diesem Wasser aufkochen. Frische Äpfel werden geschält oder auch nur gut gewaschen und abgetrocknet, von Blume, Stiel, Frieden und Kernhaus befreit, in Scheiben geschnitten und mit Wasser, etwas Zimmt, Zitronen- oder Apfelsinensaft weich gekocht. Dann rührt man die Masse durch ein Sieb, kocht die Suppe mit noch etwas Zucker oder Wein und dem nötigen Butter auf, macht sie mit etwas Kartoffelmehl weich und giebt zuletzt etwas frische süße Sahne dazu, die man aber nach Belieben auch fortlassen kann. Man gibt geröstete, zerbrochene Zwiebäckchen, geröstete Semmelstücken oder kleine Suppenmatronen hinein.

Gebackener Fisch mit Macaroni. Zu diesem Fisch kann jeder beliebige Fischsorte von gebrauchten oder gefochten Fischen verwendet werden. Man kann aber auch einen einfachen Fisch oder ein Stück Fisch extra dazu abkochen. Der Fisch wird sehr sorgfältig von Haut und Gräten befreit und in kleine Stücke zerlegt. Zwei Unzen mittelstarke Macaroni werden in Stücke zerbrochen, in Salzwasser weich, aber nicht zu weich gekocht (sie müssen rund und röhrig bleiben) und abgetropft. Nun treibt man eine Blechform oder feuerfeste Zinnschale mit Butter aus, legt unten hinein eine Schicht Macaroni und Parmesanfülle. Was etwas in Butter gar und gelb gebräuntem Mehl, Sahne, Fischbrühe oder Wasser wird eine ebene Sauce bereitet, die man vorsichtig über die eingepackten Schichten gießt, damit sie gut eingiebt. Obenauf füllt man noch 3—4 Löffel dicke saure Sahne, die man mit geriebenem Parmesanfülle vermischt hat. Für sparsamere Haushaltungen kann die Sahne fortbleiben; es genügt, den auf die Oberfläche gestreuten Käse mit etwas zerlassener Butter zu überfüllen. Das Gericht wird in möglichster Höhe 30—40 Minuten zu schönem goldbrauner Farbe gebacken und in der Form aufgetragen.

Gute Linsensuppe. Man wäscht 1/2 Pfund Erbsen, gibt die klein geschälten, von allem Fleisch befreiten Knochen der Schweinerippe, 2 1/2 Quart Wasser, einen Eßlöffel Salz und reichlich Suppenkraut dazu und kocht die Suppe zwei bis drei Stunden. Etwas drei Eßlöffel von den Erbsen behält man zurück, die übrigen neßt dem Suppenkraut streicht man durch. Eine braune Mehlschwitze rührt man mit der durchgeschriebenen Linsensuppe vermischt, die Suppe mit Salz und 15 Tropfen Speisewasser abgeschmeckt und die zurüchgehaltenen Erbsen und etwas angetrater Bauddsped zuletzt in die Suppe gegeben.

Einkochen von Pilzen. Nachdem die Pilze sauber gepuht und in kochendem Salzwasser etwas abgekocht worden, gießt man sie auf einen Durchschlag, schneidet sie in eine Einmachschale — am besten luftdichtes Selbstverschluß — und gießt kalten, guten Essig darüber. Nach 6 oder 8 Tagen wird der Essig abgegossen, gelocht, abgeseiht und filtriert, worauf er wieder über die Pilze gegossen wird, doch so, daß er einen halben Zoll über denselben steht. Die so behandelten Pilze geben, an Sonnen geland, diesen einen sehr pikanten Geschmack und können auch wie frische Pilze, in Butter gedünstet, zu getratem Fleisch gegeben werden.

— Die Dauerrednerin. „Werkwürdig, wenn immer man Präsentales zusammen steht — er spricht nie ein Wort!“

„Ja, ja er ist eben zu höflich, um sie zu unterbrechen!“

— Rücksichten. Schauspieler (ein Gelddarsteller): „Aber, Herr Theaterdirektor, warum geben Sie mir jedesmal Geldentrollen von ganz ungeradeordneten Dichtern?“

Theaterdirektor: „Nur aus Rücksichten.“

Schauspieler: „So?“

Theaterdirektor: „Na, da weiß man nicht, ob der Dichter ausgepfiffen wird oder —“

Man rechnet damit, daß dem Meer abgekommenes Neuland nicht vor Ablauf von zwei Menschenaltern fruchtbringend beackert werden kann.

Die meisten Menschen sind Träumer; sie lassen sich im wachen Zustande von tausend Gedanken beinflussen, die nicht der Wirklichkeit entsprechen. Darum gibt es auch so wenig Menschen, die auf Erfolge zurückzuführen können. Leute von Erfolg sind Menschen der wachen, in der Zeit und im Tage wachenden Gedanken, Menschen der Tat. Alle anderen aber haben immer Gespenster am sich, die ihnen den Sinn betäuben und die Kräfte lähmen. Ihre Arbeit und ihre Fleiß ist nur ein beständiges Andern in der gleichen Furcht. Rechts und links sind keine Felder; vielleicht ist ein Hügel, ein Berg dazwischen; man bräutet ihn nur zu überfliegen, man muß nur ein wenig flattern, selbst wenn es etwas Schreckliches kostet. Aber man scheut die Mühe; der Hügel, der Berg erscheinen die letzte Grenzen, hinter denen die Welt ein Ende hat.

Man veruche es einmal bei der Masse der Träumer mit einem neuen Gedanken. Er wird zunächst vollständig abgelehnt. „Das tennen wir nicht, folglich ist es schlecht!“ — das ist das unausgesprochene Urteil. Man veruche es bei einem einzelnen davon. Er scheint willig, sich mit der neuen Idee zu befassen. Er vergleicht sie mit dem einst Gewesenen, mit dem jetzt Vorhandenen, er muß erwägen, überlegen, nachdenken, beschälen . . . er zaudert und zögert, wägt den Gedanken hin und her und kommt schließlich zu dem Resultat, daß es doch ein ungeheures und sehr gefährliches Wagnis wäre, ihn zu verwirklichen.

Der Mensch der Tat aber greift zu, sobald ihm nur die Sache einleuchtet. Wenn er zaudert, geschieht es nur, weil er Wege sucht, auf denen er die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellen, beseitigen kann. Er geht nicht nach rückwärts, er scheidet sich nicht um das, was da ist, sondern er schaut mit hellem Auge in die Zukunft, und er erdenkt immer neue Mittel, durch die er die Menschen mit dem Neuen bekannt und vertraut machen könnte.

(Fortsetzung folgt).